Gedächtnisrede auf Oberlehrer Heinrich Immanuel Schnabel

(† am 17. April 1894)

am 1. Mai in der Aula gehalten von Dr. FRITZ HANKEL.

Sehr geehrte Trauerversammlung!

Liebe Schüler!

„Gleichwie die Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen.
Hier weht Blätter der Wind zur Erde hernieder, und andre
Zeugt der sprießende Wald, wenn wieder der Frühling herannaht.
So ist der Menschen Geschlecht; dies kommt, und jenes verschwindet.“ —

„— Hoffe Unsterbliches nicht! So mahnt uns das Jahr und die Stunde,
Welche den freudlichen Tag uns raubt.“

So möchten wir, das Herz voll Wehmut, mit den alten Dichtern klagen, wenn wir des teuren Mannes gedenken, den wir am 20. April, als eben der neue Lenz seine weiße Blütenpracht über die Erde streute, als Opfer einer tückischen Krankheit in das kühle Grab gebettet haben.

Sterben ist unser aller Los. Doch er sank dahin, nicht wie ein welkes Blatt den Naturgesetzen folgend, nicht wie ein morscher Stamm, der altersschwach zusammenbricht, sondern wie die starke Eiche, vom Blitz zerspellt. In blühender Manneskraft, im nicht vollendeten 32. Lebensjahre, wo der menschliche Geist noch nicht einmal auf der Höhe seines Könnens steht, hat den Entschlafenen der bleiche Tod von dem Herzen der alten Mutter, aus den Armen der jugendlichen Gattin, aus Eurer Mitte, liebe Schüler, aus dem Freundeskreise seiner Kollegen herausgerissen.

„Rasch tritt der Tod den Menschen an.
Es ist ihm keine Frist gegeben.
Er stürzt ihn mitten in der Bahn,
Er reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht zu gehn,
Er muß vor seinem Richter stehn.“

Trostlos und schaudernd, die stärksten Charaktere vielleicht resigniert und entschlossen, blickten die Alten auf den Tod, in das öde Nichts der Unterwelt; sie schieden schmerzvoll von dem holden Licht der Sonne, um nach ihrem Glauben zu versinken in das Schattenreich des erbarmungslosen Hades.

Uns Christen ist das Sterben nur der Abschluß unseres Erdenlebens, der Übergang in ein besseres Jenseits.

Wohl fürchten auch wir das Ende. Auch wir klagen und weinen, wenn wir uns trennen müssen von unseren Lieben; denn wir sind schwache Menschen, nicht im stande das Göttliche völlig zu fassen und den Willen des Allmächtigen zu verstehen.

Aber die Trennung ist nicht Schmerz, nicht Entsagung allein; uns giebt sie vielmehr die Richtung auf das Höhere. Man lernt aufblicken aus dem irdischen Dunkel zu dem Licht der Sterne, von der irdischen Not zu der ewigen Liebe. Wir wissen, auch der Schmerz ist Gottes Bote.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie klein, wie elend, wie nichtig erscheint uns alle irdische Sorge, all unser Hasten nach Glück und Erwerb, nach Reichtum und Macht, selbst nach Wissen und Können, wenn ein großer Schmerz unser Inneres zerrissen, der Verlust eines geliebten Kindes, eines Vaters, eines Gatten uns an die Vergänglichkeit alles Erdenlebens gemahnt hat! Wir treten Gott näher, flüchten uns in seine Vaterarme, demütig, reuevoll, geläutert von aller Selbstsucht. Der Schmerz hat eine heiligende Kraft.

Fern liegt der frohen Jugend der düstere Gedanke, daß nichts besteht, daß alles Irdische verhallt; sie lebt harmlos dahin, als ob alles ein ewiges Dasein habe. Selbst die ernstesten Ereignisse treffen selten tief ihr Gemüt; sie streifen es nur. Erst in späteren Jahren, wenn die Jugendgenossen vom Schauplatz abgetreten sind und ein neues Geschlecht an ihre Stelle gerückt ist, betrachtet man die Menschen und die menschlichen Dinge als etwas Vorübergehendes und versteht Pindars tiefernstes Wort: „Der Mensch ist nur eines Schattens Traum.“

Memento mori! Denk an das Sterben!, ruft uns Älteren der frühe Tod unseres lieben Kollegen zu. Vivere militare est, Leben heißt Kämpfen, predigt Euch, liebe Schüler, die Lebensgeschichte des Entschlafenen, der so oft von dieser Stätte aus Euch gewarnt, gemahnt, getröstet, deß letzte Ansprache Euch so warm den Weg zum wahren Heile wies, deß schnelles Scheiden für uns alle eine ernste Mahnung, deß Leben ein glänzender Beweis ist, wie ernste Arbeit mit kindlichem Gottvertrauen gepaart alle Hindernisse siegreich überwindet.

Heinrich Immanuel Schnabel, der Sprößling eines alten Theologengeschlechtes, wurde am 26. August 1862 zu Leipzig geboren, als Sohn des Hilfsgeistlichen und Rektors Heinrich Schnabel zu Hohenstein-Ernstthal und seiner Ehefrau, geb. Seidel. Die junge Familie war nicht mit Glücksgütern gesegnet. Viele Jahre waren die beiden verlobt gewesen, und kaum hatten sie die Ehe geschlossen, da starb nach kurzem Glück, noch ehe der Sohn das Licht der Welt erblickte, der Vater an derselben Krankheit, die jetzt unseren Verblichenen dahingerafft hat, ein Opfer seiner Menschenliebe, als er bei einer Typhusepidemie in Ausübung seines geistlichen Amtes die Kranken zu unterstützen und die Sterbenden zu trösten gesucht hatte.

Einzig der Mutter, die auf eine kärgliche Pension angewiesen war, blieb die Sorge um den nachgeborenen Knaben; aber die fromme Witwe gab sich der Erziehung ihres Kindes mit jener aufopfernden Liebe hin, deren nur ein Mutterherz fähig ist. Ihr Einkommen zu vermehren erteilte die zarte Frau Privatunterricht und schränkte sich ein, wo sie nur konnte. Sorgfältig wachte sie über das geistige und körperliche Wohl ihres Heinz, den einmal nur eine glückliche Fügung vor den Hufen wildgewordener Pferde rettete.

Von der Mutter hatte der Sohn die Anlage für Musik ererbt; sie war es auch, die ihm den ersten Unterricht in dieser schönen Kunst erteilte und ihm so ein Geschenk mit ins Leben gab, das später dem Erwachsenen viele glückliche Stunden bereitet hat.

Dankbar hing der kleine Heinz dafür an der Mutter. Mit Thränen im Auge hat mir die Gute erzählt, wie das Kind ihr abends beim Schlafengehen alle seine kleinen Geheimnisse anvertraut, seine wirklichen und vermeintlichen Sünden weinend gebeichtet habe und immer offen und wahr gewesen sei.

Ostern 1869 kam der Knabe auf das Teichmannsche Institut in Leipzig, zugleich mit Otto Georgi, dem ältesten Sohne des jetzigen Oberbürgermeisters von Leipzig. Beide schlossen bald Freundschaft, einen Herzensbund, den sie auf dem Gymnasium, auf der Universität und im späteren Leben fortsetzten, bis jetzt der Tod ihn jäh zerrissen hat.

Ostern 1876 trat Heinrich Schnabel mit seinem Freunde Georgi in die Obertertia des Nicolaigymnasiums ein, das damals unter dem Rektorat des jetzigen Geheimrats Vogel blühte; Ostern 1877 wurde er durch Pastor Ahlfeld, der ihm später ein väterlicher Freund und in vieler Beziehung ein Vorbild gewesen ist, konfirmiert.

Bald zeigte der junge Schnabel die glänzenden Gaben, die ihm Gott verliehen, den energischen Willen, den die Mutter und die Verhältnisse ihm anerzogen hatten. Er gehörte stets zu den Ersten seiner Klasse und war nach dem Zeugnis eines seiner Lehrer, ein liebens-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

würdiger, harmlos heiterer Schüler von frischem, offenem Wesen, der leicht auffaßte und immer seine Schuldigkeit that, ein vortrefflicher Kamerad, wie einer seiner damaligen Schulfreunde sagt, allgemein beliebt und dank seinem heiteren Wesen und seiner gesellschaftlichen Anlagen in allen Kreisen schon als Schüler gern gesehen.

Wie brav er war, zeigt der Umstand, daß er in den fünf Jahren seiner Schulzeit dreimal die Prämie erhalten hat.

Einmal mußte ihn ein Lehrer tadeln, daß er während des Unterrichtes schläfrig sei. Da kam denn zu Tage, daß der junge Untersekundaner, der eben konfirmiert war, bereits Privatstunden erteilte, so viele, daß er die Nacht hatte zu Hilfe nehmen müssen, um seine Schularbeiten anzufertigen. In der That hat sich der Wackere fast alles, was er auf dem Gymnasium zu seinem Unterhalte brauchte, durch eigene Arbeit verdient.

Aber er ist auch von der Gunst des Schicksals getragen worden. Es fanden sich gute Menschen, die sich des verwaisten Knaben annahmen und ihm sein hartes Los erleichterten. Bei den Eltern seiner Freunde Volkmann, von Biehl und des jungen Georgi war er ein stets willkommener Gast und wurde gehalten wie ein Kind des Hauses. Manche Förderung, manche geistige Anregung wurde ihm dadurch zu teil. So durfte er einmal die Familie von Biehl nach Bayreuth begleiten und den Wagnerfestspielen beiwohnen. Vielleicht stammt von dieser Reise seine hohe Begeisterung für die Tondichtungen dieses Meisters. Wagners Lohengrin z. B. wußte er völlig auswendig.

Sein musikalisches Talent trat schon damals glänzend hervor. Er verstand — so schreibt ein Freund — nach dem Gehör jede Melodie nachzuspielen und schon als Schüler durch allerliebste Improvisationen und Kompositionen seine Freunde zu unterhalten.

Ostern 1881 bezog Heinrich Schnabel die Universität Leipzig und widmete sich unter Delitzsch' und Ryssels Leitung besonders der alttestamentlichen Theologie, neben dem Hebräischen sich auch mit dem Arabischen beschäftigend und gern geschichtliche Studien treibend.

Wieder war es der Privatunterricht, der ihm die Mittel zu seinem Lebensunterhalt beschaffen mußte. Manchem jungen Theologen hat Heinrich Schnabel, der besonders im Hebräischen ein Meister war und deshalb von den Professoren als Lehrer gern empfohlen wurde, durch seine vorzüglichen Privatstunden den Weg zum Examen gebahnt.

Angestrengte Thätigkeit in dieser Richtung, Stipendien, eine Stellung als Famulus bei Professor Ryssel, dem er schon auf der Schule nahe stand, und die Unterstützung einer befreundeten, lieben Familie ermöglichten es dem strebsamen Studenten endlich ein Sümmchen zu sparen und einen Plan ins Werk zu setzen, den er, der begeisterte Freund der Natur, schon auf dem Gymnasium gefaßt hatte: er durfte das Land sehen, das schon immer seine Phantasie beschäftigt hatte, den klassischen Boden Italiens.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt."

Zweimal, 1882 und 1883, ist Heinrich Schnabel als Student in Italien gewesen.

Mit magerem Geldbeutel, aber die Brust voll Ideale, zog er in Gesellschaft zweier Freunde, vielfach wie einst Seume zu Fuße wandernd, über die Alpen nach Rom bis hinab nach Neapel, nach Capri, auf den Vesuv. Eine äußerst kluge und sparsame Finanzwirtschaft ermöglichte den fröhlichen Wanderern einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in dem sonnigen Süden, und die wissens- und schönheitsdürstenden Seelen nahmen in sich auf, was sie irgend zu fassen vermochten.

Mit frischer Kraft ging es dann wieder an die Arbeit.

Im Juni 1883 hielt Heinrich Schnabel seine erste Predigt, und am 3. März 1885 bestand er sein theologisches Examen in Leipzig. Das nächste Jahr verbrachte er als Hauslehrer zu Mylau im Voigtland im Hause des jetzigen Geheimen Kommerzienrates Georgi, und von Michaelis 1886 ab diente er als Freiwilliger beim 106. Regiment in Möckern, von wo er als Unteroffizier am 30. September 1887 mit der Qualifikation zum Reserveoffizier entlassen wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ende 1887 wurde er, der von vornherein der Schullaufbahn sich zu widmen entschlossen war, nach Dresden an unser Gymnasium berufen und am 9. Januar 1888 als vierter nichtständiger Religionslehrer in sein neues Amt eingewiesen.

Nunmehr fühlte er endlich sicheren Boden unter seinen Füßen: die schwersten materiellen Sorgen waren überwunden. Er konnte daran denken, seiner Mutter die Liebe zu vergelten, die er von ihr empfangen, zeigen, daß sie nicht umsonst für ihn gesorgt und gebetet. Eifrig widmete sich der junge Lehrer seinem verantwortungsreichen Amte. Zunächst erteilte er Unterricht in der Religion und im Deutschen, später auch in der französischen Sprache, und seit dem Winter 91/92 war er Ordinarius einer Sexta. Diese wichtige Stellung war ihm eine besondere Quelle der Sorge und der Freude. Unermüdlich sann er, wie er seinen Sextanern den schwierigen Anfangsunterricht im Lateinischen erleichtern und bequemer machen könne; noch zuletzt hat er mit außerordentlicher Sorgfalt einen bis ins kleinste gehenden Lehrplan für seine Klasse entworfen. Der Erfolg hat seine Mühen reich gelohnt.

Eigenartig waren seine Andachten. So tief war er von der Wahrheit der christlichen Lehre durchdrungen, so sehr hatte die christliche Weltanschauung seine Seele erfüllt, daß er mit Vorliebe die Wucht der Bibelworte selbst in voller Unmittelbarkeit auf die Hörer wirken ließ und Christi Person, Christi Lehre, Christi Beispiel immer das Alpha und Omega seiner Reden, den steten Mittelpunkt seiner Betrachtungen bildeten. Sein kindlicher Glaube, die echt christliche Einfalt seines Herzens wirkte auf die, welche ihn näher kannten, oft überwältigend.

Auch seine freie Zeit verwandte er im Dienste der Schule, dadurch daß er Nachhilfe- und Arbeitsstunden erteilte. Er hat auf diesem Gebiete, dank seiner langjährigen Erfahrung, außerordentliche Erfolge gehabt, so daß sein Wirken schon jetzt schwer vermißt wird. Sein Geschick, seine Energie, seine Ausdauer befähigten ihn besonders, schwächere Schüler zu fördern. Er hat in dieser Richtung unermüdlich weiter gearbeitet bis zu seinem Tode; mancher Knabe verdankt es seiner aufopfernden Thätigkeit, daß er noch auf unserer Schule weilt.

Am 25. September 1890 feierte Schnabel zu Berlin fröhliche Hochzeit mit seiner jungen Braut, Frl. Johanna Behnfeld. Noch gab es in dem neuen Ehestande genug zu sorgen; aber er trug die Sorgen nicht mehr allein.

Groß war seine Freude, als er nach vierjähriger amtlicher Thätigkeit zum Oberlehrer ernannt wurde. Jetzt konnte er einen seiner Lieblingswünsche erfüllen, der Gattin einen Teil dessen zu zeigen, was er selbst von der schönen Gotteswelt gesehen; er führte sie über Triest nach Venedig, Mailand und Genua und verweilte mit ihr an den lieblichen Seen Oberitaliens, die er als Jüngling zehn Jahre vorher besucht hatte.

Im April 1893 übernahm er einige Stunden Deutsch und Litteraturgeschichte an dem Kretzschmarschen Institut, und im Juli desselben Jahres war es ihm nochmals vergönnt, in Gesellschaft seiner Gattin die würzige Luft der Alpen zu atmen.

Kurz darauf erhielt er das Patent als Reserveoffizier. Fleißig hat er von da ab auch militärische Studien getrieben und eifrig am Kriegsspiel sich beteiligt; wie er nie etwas halb that, so wollte er auch als Soldat den hohen Anforderungen genügen, welche jetzt das Vaterland an seine Verteidiger stellt.

Der Winter 93/94 war vielleicht die glücklichste Periode in Heinrich Schnabels Leben.

Die Zeit der Not und Sorge war vorbei, der Sieg über alle Hindernisse glücklich erstritten. Rosig leuchtete dem wackeren Kämpfer die Zukunft. Er selbst fühlte sich gesund, körperlich und geistig kraftvoll, jeder ferneren Arbeit gewachsen, zufrieden im Amt, glücklich in der Familie. Die Gattin, um deren Befinden er vorher oft gebangt, war munter und schaute froh den kommenden Tagen entgegen. Dankbar gegen Gott und im frohem Bewußtsein der eigenen Kraft glaubte er sich nunmehr auf dem ersehnten sicheren Grunde, auf dem er das feste Gebäude eines schönen, sorgenfreien, glücklichen Mannesalters zu errichten gedachte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein neues Heim war gerüstet, groß genug, daß auch die treue Mutter jederzeit bei ihren Kindern eine Stätte finden konnte, bequem, lichtvoll, inmitten von Gärten gelegen. Es ward bezogen, mit den ersten Blüten des Frühlings geschmückt, und die Amseln sangen mit heller Stimme fröhlich das Einzugslied.

Da — fast in demselben Augenblicke — kam der Umschlag.

Mit der glücklichen Familie, deren Umzug, wie warnend, ein Zufall um einige Tage verzögert hatte, war auf leisen Sohlen der Tod eingezogen. Das Verderben brach herein.

Gleich am ersten Tage sank unser Teurer in der neuen Wohnung auf das Lager, das er nicht lebend mehr verlassen sollte. Seine Schüler, besonders seine alten Sextaner, nach denen er so oft verlangte, die ihn in seinen Fieberphantasien fast ausschließlich beschäftigten, seine Freunde, seine Kollegen, Gottes freie Natur, die ihm so teuer war, er hat sie nicht wieder gesehen, bis der stille, grüne Friedhof alles wieder um ihn vereinte, was ihm im Leben lieb gewesen war.

Lange, mit seltener Lebenskraft, wie sein treuer Arzt sagte, rang der Kranke gegen den Tod; was aufopfernde Gatten- und Mutterliebe, was ärztliche Kunst und menschliches Wissen an Hilfe zu gewähren vermochte, ist ihm im reichsten Maße zu teil geworden Es war alles umsonst. Die Kräfte schwanden, nicht die Hoffnung, die der Leidende immer wieder auffrischte im Gebet zu dem Gott, der ihm über so viele Klippen hinweggeholfen. Mutig harrte er aus bis zuletzt, liebevoll, dankbar, mild gegen die Seinen, fröhlich über jede Frühlingsblume, jeden Blütenzweig, den mitfühlende Freunde ihm sandten, bis endlich friedlich, ohne schmerzlichen Kampf die Seele von der sterblichen Hülle sich trennte, zurück zu kehren zu dem Vater im Himmel, der sie einst zu der Persönlichkeit unseres Freundes geformt.

Am 17. April abends 8 Uhr hatte Heinrich Immanuel Schnabel in einem Alter von 31 Jahren und 8 Monaten seine Erdenlaufbahn vollendet.

Tragisch wie sein Eintritt in das Leben war sein Ausgang. Sorgenvoll, schwer um die Zukunft bangend drückte einst bei seiner Geburt die Mutter den vaterlosen Knaben ans Herz; sorgenvoll hinterläßt er jetzt sein junges Weib, der Mutter und der Gattin den ersten Schmerz bereitend dadurch, daß er so früh von ihnen schied.

Heinrich Schnabel war trotz aller Kämpfe, die das Leben ihm bereitete, ein glücklicher Mensch.

Ausgerüstet mit einem starken, gesunden Körper war er im stande physische und geistige Anstrengungen zu ertragen, denen andere erlegen wären. Sandte ihm der Himmel Sorgen, so gab er ihm auch die fröhliche Sorglosigkeit und das fromme Gottvertrauen, den heiteren Idealismus, der Schweres leicht überwindet, und — wie Professor Ryssel treffend schreibt — die seltene Gabe alles am rechten Ende anzufassen.

Hatte ihm das Schicksal manches zu genießen versagt, was sonst das Leben verschönt, so freute er sich, lebenslustig wie er war, doppelt des Gebotenen.

Schwer mußte er oft ringen um seinen Unterhalt; dennoch hat er von der schönen Natur, für die er schwärmte, die er im kleinen in seinem Rosengärtchen eifrig pflegte, mehr gesehen, mehr an Kunstgenüssen sich erfreut, als tausend andere.

Er war selbst eine Künstlernatur, geschickt mit der Hand, voll feinen Verständnisses für das Schöne. Er schnitzte, zeichnete, malte gleich vortrefflich.

Seine ganze Liebe war die Musik, die ihn oft tröstete, wenn er zu klagen hatte, freudiger stimmte, wenn er froh war. Manche genußreiche Stunde hat er hier in Dresden, die Meisterwerke Mozarts, Beethovens, Wagners, Schumanns mit einem trauten Freunde oder seiner Gattin vierhändig spielend, im Reiche der Töne schwelgend verlebt.

Er dichtete und komponierte; ein Singspiel, für das Jubiläum eines der Kollegen bestimmt, liegt fast vollendet unter seinen nachgelassenen Papieren.

Wissenschaftlich sich hervorzuthun war ihm nicht vergönnt; die Sorge um das Materielle ließ ihm dazu noch keine Muße Aber die Waffen waren geschärft, das Feld bereitet. Er wollte, wie er mir kurz vor seiner Erkrankung sagte, nach Ostern seine Wickleffstudien wieder aufnehmen. Der Tod hat seine Pläne vereitelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sicherlich hätte er Tüchtiges geleistet; denn er dachte klar und scharf. Er arbeitete schnell, aber stets gründlich und verlangte dasselbe, sein eigenes Können als Maßstab anlegend, von seinen Schülern.

Ein reiches Wissen stand ihm zu Gebote. Leicht erregbar war er doch gutmütig und freundlich, unermüdlich in seiner Geduld, eine treue Stütze der Schwachen, ein äußerst gewissenhafter Lehrer, ein wahrer Vater seiner Schüler, die er gern um sich sammelte zu Spaziergängen und Spielen im grünen Wald, deren Liebe und Verehrung dafür in seiner Krankheit und bei seinem Abscheiden in tausend kleinen Zügen hervortrat, ein liebevoller Gatte und vor allem ein dankbarer, braver Sohn, der sein liebes Mütterlein nie betrübt, vor ihr nie ein Geheimnis gehabt hat.

Heinrich Schnabel ruht nun in der stillen Gruft, nicht fern von unserem unvergeßlichen Enderlein, den vor Jahresfrist ein gleich hartes Geschick uns entriß, das dritte Opfer aus der Mitte unseres Kollegiums.

Den Frieden, um den er im Leben so lange gerungen, er hat ihn nun gefunden im Tode.

Nicht 70 Jahre hat sein Leben gewährt; aber es ist köstlich gewesen; denn es ist voll Mühe und Arbeit gewesen.

Die arme Mutter steht nun allein, einsam die tiefgebeugte Gattin. Der liebe Gott und gute Menschen werden auch sie nicht verlassen.

Nur sechs Jahre hat der Heimgegangene an unserer Schule gewirkt; aber köstlichen Samen hat er gestreut in die Herzen seiner Schüler und seiner Freunde. Möge die Saat reifen zu herrlicher Frucht; daß sein Andenken unter uns gesegnet sei und Gutes weiter zeuge, so lange uns selbst zu schaffen und zu wirken vergönnt ist.

Habe Dank, treuer Mann, so rufen dir deine Verwandten, deine Schüler, deine Freunde, deine Kollegen nach in die Ewigkeit. Ruhe in Frieden! Have, pia anima, have!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf